



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Festenberg, Adam von: Auf dem Stilfser Joch : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Auf dem Stillfer Joch.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)



äre Harald nicht so ganz von seinen eignen Gedanken erfasst gewesen, er hätte es merken müssen, daß die Schülerin der Selektä Veronika Keller — kurzweg Broni genannt — ihm gegenüber eine größere Zuneigung zur Schau trug, als auch sonst eine von dem Unterricht begeisterte, noch nicht siebzehnjährige Schülerin ihren Lehrern gegenüber zu thun pflegt. Veronika war ein schön gewachsenes Mädchen, dessen Formen sich eben zu runden begannen, mit dunkelbraunen Augen und sanftblonden Haaren. Da ihr nicht entgangen war, wie vorteilhaft ihre kleinen Perlenzähne von ihren rosigen Lippen umrahmt wurden, so hatte sie sich einen beständig lächelnden Zug um den Mund angewöhnt, auch wenn sie über ganz gleichgiltige oder ernsthafte Dinge sprach. Nur Harald gegenüber hatte sie ihre kleinen, unschuldigen Koketterien abgelegt; es war, als ob sie den Kummer des jungen Lehrers verstünde, auch wenn sie den Grund deshalb weder ahnte noch, wenn sie es gethan, verstand. In seiner Gegenwart war sie ernst und in sich gekehrt und gab sich die erdenklichste Mühe, ihn durch ihre Leistungen zu befriedigen, sodaß sie bei einem nur ganz mittelmäßigen Talente doch eine seiner besten Schülerinnen war. Trotzdem war sie — was bei ihrer Jugend auch ganz natürlich war — nicht so sehr ihrer Empfindung Herr, als daß sie dieselbe nicht durch diese oder jene Äußerung oder stumme Geberde verraten hätte. Es war deshalb ihren Genossinnen nicht entgangen, daß Broni ihrem Lehrer ein sehr tiefes Interesse entgegenbrachte, und es war deshalb mit jugendlichem Übermut mancherlei Spott und Neckerei gegen das Mädchen geübt worden. Allein Broni, die sich selten zu einer energischen That hinreißen ließ, war diesmal durchaus nicht gewillt, der Spottsucht ihrer kleinen Neiderinnen zum Spielball zu dienen, sie hielt sehr nachdenklich der einen vor, daß sie beim Nachhausegehen sehr häufig von einem angeblichen Wetter, einem

Artillerieleutnant aus der Kriegsschule, an der Straßenecke erwartet und begleitet würde, der andern, daß sie sich in der einsamen Konditorei an der Ecke der Potsdamer- und Lützowerstraße mit einem Primaner vom Wilhelms-Gymnasium allwöchentlich mehrere Stelldichein gäbe, der dritten, daß sie sich auf der Schlittschuhbahn auf der Rousseauinsel beim Fahren durch die Brücke von einem Studenten habe küssen lassen, und da jede von ihnen den triftigsten Grund hatte, die sie betreffenden Angelegenheiten nicht bis in ihren innersten Grund verfolgt zu sehen, so hatte sich Broni im allgemeinen Ruhe und Achtung zu verschaffen gewußt. Nur Alice Beyer, ein neidisches und spottfüchtiges Ding, das schon wegen seiner Häßlichkeit zu einem Gerede keinen Anlaß geben konnte, versagte es sich nicht, wo sie eine Gelegenheit erspähen konnte, der armen Broni, wie der eben mitgeteilte Vorfall in der Schule beweist, einen Stich zu versetzen.

Auf Harald aber machten Bronis Seelenenthüllungen keinen Eindruck; er war blind für sie wie für alles, was nicht sein Bild anging. Der Gedanke an dieses folterte ihn ohne Aufhören; er sah sich für immer zur Sklaverei verurteilt, und die Aussicht, sich von den Galeerenkugeln an seinen Füßen zu befreien, schwand mehr und mehr.

Harald war es daher auch garnicht aufgefallen, als mit dem Ende des Schuljahres Broni, welche die Dressur der Frau von Flinsberg in allen Graden durchgemacht hatte, die Anstalt verließ und schon in den nächsten Tagen nach dem Schulschluß mit ihrem Vater in seiner Wohnung erschien, um ihn dringend um Fortsetzung des Unterrichts in der Malerei durch Privatstunden zu bitten. Harald wollte für das kommende Semester neue Schüler nicht mehr annehmen und hatte sich wieder einen neuen Plan gemacht — ein solcher wechselte mit jedem Tage, weil jeder noch so fein durchdachte Plan an den tatsächlichen Verhältnissen scheitern mußte —, wonach er wenigstens dreimal in der Woche je zwei Stunden an seinem Bilde malen konnte. Er lehnte deshalb die Bitte mit Rücksicht auf seine überaus beschränkte Zeit ab. Der Vater suchte noch mit einigen Worten den Entschluß des Malers wankend zu machen, das Mädchen selbst aber brachte keinen Ton hervor. Broni wurde vielmehr auffallend blaß, und als Harald nochmals seine Weigerung wiederholte, schien es ihr, als ob ihr Herz zerpränge, sie wurde zum großen Schrecken der Anwesenden ohnmächtig und konnte sich erst nach längerer Zeit erholen. Herr Keller glaubte diesen plötzlichen Unfall nicht anders erklären zu können, als daß seine Tochter sich schon so sehr mit ihrem Lieblingsgedanken, die Malerei unter Stolbergs Leitung fortsetzen zu können, vertraut gemacht hätte und nun durch das Scheitern ihres Lieblingswunsches in eine so heftige Gemütsbewegung versetzt worden wäre. So in die Enge getrieben, hielt sich Harald nicht mehr für berechtigt, länger bei seiner Weigerung zu verharren, und Broni Keller trat als neue Schülerin in das Atelier von Harald Stolberg ein.

## Viertes Kapitel.

Harald war einigermaßen darüber verwundert, daß Herr Keller ohne weiteres seine Tochter allein in das Atelier gehen ließ. In Fällen ähnlicher Art mußte sich entweder der Meister bequemen, in die Wohnung der Schülerin zu gehen, oder es wurde diese von einer Mutter, Tante oder sonstigen Anstandsdame in das Atelier des Lehrers begleitet. Herr Keller hatte keine dieser Bedingungen gestellt, vielleicht auch schon aus dem Grunde, weil die Erlangung des Unterrichtes ohnehin schwer vor sich gegangen war. Harald fühlte sich aber etwas gedrückt bei dem Gedanken, daß er Broni allein unterrichten sollte, und so kam er auf den Ausweg, seine Schwester Edith an dem Unterrichte teilnehmen zu lassen. Freilich merkte er schon nach kurzer Zeit, daß beide Mädchen wenig Sympathie für einander hatten. Ein Altersunterschied von drei Jahren spielt an sich keine Rolle, aber das achtzehnjährige Mädchen hält sich schon vollständig für eine Dame, die sich gewisse unabhängige Bewegungen und freiere Gedanken gestatten darf, und pflegt die fünfzehnjährige Genossin, zumal wenn diese noch die Schulbank drückt, etwas zu unterschätzen. Aber das war es nicht allein, was die Mädchen von einander trennte; Edith war durch und durch Gefühl, jede zärtliche Regung feuchtete ihr Auge, und sie konnte sich nur in Gegensätzen äußern. Erschien für ihr junges, unschuldiges Gemüt der Ausdruck nicht zu hart, so mußte man sagen, daß sie nur lieben oder hassen konnte. Broni dagegen war von kühlem Verstande, klug und in ihrer ganzen Art berechnend, sie verfolgte ein bestimmtes Ziel wie der Jäger ein Wild, das er von allen Seiten umstellen läßt. Was Edith an Gemüt zu viel hatte, das fehlte Broni und wurde durch jene Klugheit ersetzt, welche die Bibel an den Schlangen lobt.

Broni hatte wohl gemerkt, daß Harald aus Achtung vor seiner Stellung das Regime der Frau von Flinkenberg nur ertrug, aber innerlich verdamnte. Sei es nun, daß diese Meinung des Lehrers auf sie Eindruck machte oder daß sie selbst von dem Banne frei zu einer selbständigen Auffassung gelangte, sie brach mit all ihren bisherigen Gewohnheiten, zu allererst mit der Seide, den Spitzen und Schleifen, und fing sich in so anspruchsloser Weise zu kleiden an, daß Harald, der den Firtlesanz verachtete, davon betroffen wurde und der ganzen Entwicklung Bronis mehr Aufmerksamkeit zuwandte, als er je beabsichtigt hatte.

Haralds Unterricht war nicht ohne Grund gesucht worden. Da es sich im allgemeinen nur um die Ausbildung von Dilettanten handelte, insbesondere von jungen Mädchen, für welche die Malerei weder zum Broterwerb noch zur Befriedigung eines tiefinnern Künstlerdranges dienen sollte, so war sein Bemühen nicht bloß darauf gerichtet, den Schülerinnen eine mehr oder minder große Fertigkeit in der Führung des Pinsels beizubringen und den Verbrauch von Leinwand, Kreide und Farbe zu befördern, ihm lag mehr daran, und dies war eigentlich der

Kernpunkt seines Unterrichts, bei den Mädchen ein Verständnis für die Kunst, einen sichern Blick für das Schöne und eine Läuterung des Urteils zu fördern. Es war sonst Mode, daß die jungen Damen alljährlich mindestens ein Duzend Bilder in großem Stile vollendeten, die dann zu den Geburtstagen der Eltern, Tanten und Onkel eine größere Verwendung fanden, als den Beschenkten, in deren Behausung allmählich eine Galerie nicht gerade ersten Ranges anwuchs, angenehm sein konnte. Dagegen hatten diese Künstlerinnen, abgesehen von den eingelernten Phrasen ihres Schulunterrichtes, weder von der Entwicklung der Kunst eine Vorstellung, noch waren sie für die Empfindungen zugänglich, welche ein hohes Kunstwerk auf den Geist und die Seele eines verständigen Beschauers üben soll. Gerade die Beseitigung dieser Mängel war das Hauptbestreben der Haraldschen Methode. Seine Vorlagen zielten darauf hin, den künstlerischen Geschmack bei seinen Schülern zu fördern oder zu wecken; er zeigte während des Unterrichts verschiedene Skizzen und Photographien, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, erörterte an diesen Vorlagen bald die Schule dieses oder jenes Meisters, und so war es gleichzeitig ein kunstgeschichtlicher und ästhetischer Unterricht, den er neben der eigentlichen Malerei erteilte.

An Broni fand er nicht nur ein sehr reges Interesse, sondern bald auch ein sehr verständiges Urteil, das sich jedoch mehr und mehr einer realistischen Richtung zuwendete; sie nahm die Meinung anderer nicht ohne weiteres hin, sondern bezeugte eine große Neigung, sie zu bekämpfen und durch Rede und Gegenrede zu einer Entscheidung des Streitpunktes zu gelangen. Harald sah sich veranlaßt, um derartige größere Disputationen zu vermeiden, allzu kühne Anschauungen Bronis bald durch leichten Spott zu dämpfen, bald durch ein ernstes Wort auf das richtige Maß zurückzuführen, und er merkte, daß, während Broni gegen den erstern sich unwillig zeigte, sie eine ernste Lehre mit würdiger Unterwerfung hinnahm.

Bei diesem Unterricht war schon ein Vierteljahr hingegangen, und es hatte sich zwischen Lehrer und Schülerin ein so eigenartiges Verhältnis ausgebildet, daß jener Abstand völlig verwischt zu sein schien und allmählich und unbewußt eine gewisse Intimität eingetreten war. Hätte man jedes von ihnen auf sein Gewissen gefragt, ob es für das andre eine ernstere Neigung empfinde, so würde es eine solche Frage mit Verwunderung zurückgewiesen haben. Das Unbewußte lag noch zu tief versteckt. Auch fehlte es nicht an Gelegenheiten, welche einen so innern Gegensatz in den Lebensanschauungen beider an den Tag brachten, daß die Möglichkeit einer Annäherung ausgeschlossen schien. Die kindliche Zuneigung, welche Broni auf der Schule zu ihrem Lehrer hegte und welche in der Mitte zwischen Bewunderung, Teilnahme und Liebe stand, hatte bei dem häufigen und nähern Verkehr einer gewissen Unsicherheit Platz gemacht. Sie würde das Aufgeben dieses Verkehrs zwar mit dem bittersten Schmerze empfunden haben, aber sie betrachtete die Fortsetzung als eine selbstverständliche

Befriedigung ihres Wunsches, der in dem Unterrichte und in der Persönlichkeit Haralds eine Genugthuung empfand. Es traten auch immer eigentümlichere Anschauungen bei dem Mädchen hervor, die auf Harald eher befremdend als anziehend wirken mußten. Broni ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihre Unzufriedenheit mit der Stellung zu äußern, welche das weibliche Geschlecht in der Gesellschaft einnahm; sie schwärmte für die Frauenemanzipation, und je mehr sie sich mit den Argumenten waffnete, die sie dem Arsenal der Frau Hedwig Dohm und dem Berliner Montagsblatte entlehnte, desto mehr reizte sie den innern Widerspruch Haralds.

Broni hatte Harald schon des öftern im Auftrage ihres Vaters aufgefordert, ihren jour fixe zu besuchen, der allwöchentlich am Donnerstag Abend bei ihnen stattfand. Harald, obwohl nach der Berliner Manier von verschiedenen Leuten in Gesellschaften eingefangen und abgestumpft gegen ein Treiben, bei welchem weniger die Geselligkeit als andre Triebe des Menschen zur Geltung gelangen, ließ solche Einladungen ruhig über sich ergehen. Er stand von neun bis elf Uhr an den Wänden herum, um die Tochter des Hauses mit Begeisterung die Mondschein-Sonate, den Sohn des Hauses auf der Violine ein Capriccio von Sarasate spielen, die Nichte ein Lied von Brahms singen zu hören; er saß bis ein Uhr nachts an der Seite dieses oder jenes Backfisches beim Souper und war froh, wenn er, ermüdet, an allen Gliedern wie zerschlagen, um zwei Uhr seine ferne Wohnung erreicht hatte und der Unsitte entgangen war, welche nach den gesellschaftlichen Genüssen noch im Café Bauer bis zum Morgengrauen die jüngere Männerwelt zusammen hielt. Harald setzte diesen Verkehr fort, weil er immer noch glaubte, als Künstler desselben zu bedürfen. Von diesem Standpunkte aus wäre ein Besuch bei Keller nur ein Opfer mehr gewesen, das ihm als neue Zahl der bereits vorhandenen Summe nicht schwer fallen konnte. Trotzdem machte er Broni gegenüber Ausflüchte; es war, als ob er eine größere Annäherung scheute. Broni aber ließ nicht nach; sie brachte eine förmliche Einladungskarte des Vaters, auf welche er eben so förmlich erwiederte, daß er mit Dank der Einladung, sobald es ihm seine Zeit erlaubte, entsprechen würde. Aber da dieser Fall nicht eintrat, so erschien eines Tages Herr Keller selbst bei Stolberg und wiederholte die Einladung in so freundlicher Weise, daß dieser schon für den nächsten Donnerstag zu großer Befriedigung von Vater und Tochter sein Erscheinen zusagte.

Schon am nächsten Tage fügte es sich, daß, während Harald auf dem Leipziger Platz einige Worte mit einem ihm begegnenden ehemaligen Schulfreunde, dem Rechtsanwalt Hettner wechselte, Broni mit ihrem Vater vorübergingen und die beiden nicht nur freundlich begrüßten, sondern noch mit besondrer Wendung zu Harald „Auf Morgen“ zuriefen.

Woher kennst du denn den überspannten Zwiesel und seine kokette Tochter? fragte Hettner.

Harald war über diese burschikose Art etwas verletzt und wollte, indem er bemerkte, daß Broni seine Schülerin sei, dem Gespräche eine andre Wendung geben.

Allein Hettner blieb bei dem Gegenstande und meinte, daß Harald dieses Urteil nicht so hart finden würde, wenn er erst einige jours fixes bei Kellers besucht haben würde. Denn es ist ganz falsch, fügte er hinzu, wenn man meint, daß man die Leute nicht in der Gesellschaft studiren und kennen lernen könne. Wäre der Satz richtig, dann müßte man auch die Examina abschaffen. So ein Mittagessen oder Theeabend ist aber für Wirte wie für Geladene ein gegenseitiges Examen; jeder hat sich aufs beste vorbereitet, sein Außeres wie sein Inneres im besten Lichte erscheinen zu lassen, und *ex ungue leonem*. . .

Dann werde ich also morgen die beste Gelegenheit haben, als Prüfling zu erscheinen, aber sei milde.

Nicht bloß als Prüfling, erwiederte Hettner, sondern thue selbst die Augen auf und suche die andern so zu durchdringen, wie sie es mit dir machen werden. Übrigens habe ich schon etliche Donnerstage versäumt und werde morgen ebenfalls erscheinen. Doch begleite mich noch ein Stück, ich muß auf das Kriminalgericht nach Moabit, und wenn du deine Wohnung zu Fuße aufsuchst, will ich nicht den Gerichtswagen um zehn Pfennige in Kontribution setzen, sondern ein Stück durch den Tiergarten mit dir gehen.

Während sie nun gemeinschaftlich weiter gingen, fuhr der redselige Hettner fort: Du scheinst wohl von Kellers garnichts zu wissen und giebst gewiß schon lange dem Mädcl Unterricht. Ihr Künstler lebt eben blind in eurer Umgebung, bei unsereinem müssen dagegen die Akten offen liegen, die ganze verantwortliche Vernehmung, das Vorleben oder die Vorstrafen, alles muß bekannt sein.

Du thust ja gerade, als ob die Leute gestohlen hätten.

Gott sei Dank, daß nicht bloß die Verbrecher interessant, sondern auch unbestrafte Leute noch imstande sind, unsre Teilnahme zu erwecken. Aber unterbrich mich lieber nicht, sondern sei dankbar, wenn ich dich ein bißchen über die Leute unterrichte. Papa Keller ist ein reicher Hamburger; von armen Eltern geboren, trat er schon in jungen Jahren in das bekannte große Handelshaus Brien ein und wußte sich dort eine solche Stellung zu erringen, daß ihn der Chef zum alleinigen Prokuristen bestellte. Im Hause war natürlich die berühmte einzige Tochter — sie kommt zuweilen auch noch im Leben und nicht bloß im Romane vor, nur hat unsereiner nicht das Glück, ihr zu begegnen. Hilda Brien, schön und reich, wäre sicher das unworbenste Mädchen Hamburgs gewesen, wenn sich nicht zu ihren geschilderten Vorzügen ein unsagbarer Hochmut gesellt hätte. In ihrer Kindheit von den Eltern, in ihrer Blüte von der Gesellschaft und den Kurmachern verzogen, glaubte sie sich alles und gegen jeden gestatten zu dürfen. Das schreckte selbst die preußischen Leutnants ab, die im hanseatischen Bataillon in Garnison standen, und so kam es, daß Hilda allmählich

anfang, in jenes Alter überzu treten, wo der scharf werdende Zug um den Mund, wie der Statpieler sagt, das Zeichen bildet, daß die Dame „aus dem Schneider“ ist. Mit dem Alter aber wurde Hilda noch kokett; mit allen Schauspielern und Sängern von Pollini und Maurice trat sie in Verkehr und ließ sich mit mehr Offenheit als Schicklichkeit von ihnen den Hof machen, und man kann es wohl jetzt „für thatsächlich festgestellt“ erachten — so lautet die juristische Wahrheit —, daß das Fräulein den Künstlern gegenüber mit der Bezeugung ihrer Gunst sehr freigebig war. Es schien, als ob sie sich an der Gesellschaft rächen wollte, so schlug sie ihr durch ihr Benehmen ins Gesicht, und sie durfte dies ungestraft thun, da niemand es wagte, mit dem mächtigen Brien es zu verderben. Eines Tages wurde es aber auch dem Alten zu arg; Hilda scheute sich nicht, ihre Günstlinge bei sich zu Hause zu empfangen, und dabei soll sie von ihrem Vater, wie der Kunstausdruck sagt, in flagranti betroffen worden sein. Hilda wurde zu einer entfernten Verwandten nach England geschickt, und der berühmte Sänger Nikolewski verließ die Bühne. Während dieser Epoche war Keller von Hamburg abwesend; die Firma war genötigt gewesen, große Faktoreien irgendwo im Kaffernland zu erwerben, und es mußte ein zuverlässiger und geschäftskundiger Mann dorthin geschickt werden, um die Sache ins Reine zu bringen. Das dauerte länger, als man vorausgesehen hatte; fast drei Jahre hat der brave Mann in der tropischen Zone unter Wilden zugebracht. Bei seiner Rückkehr erhielt er den Auftrag, Hilda aus Wipplingham abzuholen und nach Hause zu geleiten. Jetzt denkst du natürlich, daß die Katastrophe kommt, allein wir sind noch beim ersten Teile; aber ich will kurz sein. Wenn du es Katastrophe nennst, daß sich der brave Keller in Hilda verliebte, diese ihn erhörte und nach kurzer Zeit seine Frau wurde, so war die Katastrophe eingetreten.

Die erste Zeit der Ehe war auch ganz passabel, es schien, als ob Hilda in ihrem Exil verständiger geworden wäre. Ein Töchterchen — Broni — wurde geboren, und schon hatte es den Anschein, als ob auch diese Ehe der ruhige Hafen nach stürmischer Meerfahrt sein würde. Drei Jahre mochte das Kind sein, als die Eltern eine größere Reise antraten. Da fügte es der Zufall, daß sie in der Oper in Paris Nikolewski spielen sahen, das alte Blut von Frau Hilda kam in Aufregung, und eines schönen Tages fand Herr Keller das Nest leer; ein freundliches Briefchen seiner teuern Gattin benachrichtigte ihn, daß sie mit ihrem frühern Geliebten das Weite gesucht habe. Keller war zu tief getroffen, als daß er den Flüchtlingen nachgeeilt wäre, ein gebrochener Mann, kam er nach Hamburg zurück, wo er sofort die Liquidation des Geschäfts begann. Jahr und Tag saß er nur in seinem Bureau, bloß ab und zu nach seinem Kinde sehend, das er wie seinen Augapfel hütete. Die Eltern Brien überlebten nicht lange die Schande, und nachdem die völlige Auflösung des Handlungshauses vollzogen war, siedelte Keller mit seiner Broni nach Berlin über, um hier in der großen Stadt ganz für sich und sein Kind zu leben.

Grenzboten IV. 1885.

Und die Frau?

Wir kommen ja bald zum Schluß, nur Geduld! Keller wollte den Skandal eines Eheprozesses vermeiden; er gab seiner Frau eine bestimmte Summe, die sie alljährlich erhob, und wollte nichts mehr von ihr hören. Da fügte es der Glücksfall, daß sie nach etwa sechs Jahren starb. Bis zu diesem Tode hatte Keller ganz zurückgezogen gelebt und sich lediglich mit philosophischen Studien beschäftigt. Das aber war für ihn ein neues Unglück, denn die Philosophie ist ein Arzt, dessen Mixturen nur für gut geschulte Magen taugen. Wenn er zu der Erkenntnis gelangte, daß die Erziehung seiner Frau die Ursache seines ehelichen Mißgeschicks gewesen war, so war diese Betrachtung gewiß richtig. Bedenklicher aber ist es schon, daß er der Meinung ist, man müsse die Mädchen nicht abgeschlossen erziehen, sondern frühzeitig ins Leben einführen, damit sie bei Zeiten die ihnen drohenden Gefahren kennen lernen, ehe die Phantasie mit ihrem Verstande davoneilt.

Broni war kaum erwachsen, als sie überallhin allein ausging, an allen Gesprächen älterer Personen anstandslos teilnahm, im Haushalte wie in ihrer Toilette selbständig nach ihrem Gutdünken handeln konnte. Sie ist in allen freien und ritterlichen Künsten geübt. Von den ersteren wirst du es besser wissen als ich; was aber die letztern angeht, so kommst du ihr jeden Morgen und Abend hoch zu Rosse im Grunewald begegnen, mit einem Gefolge, das sich aus Offizieren der halben Armee zusammensetzt; Juristen sind nicht darunter, denn wir milites togati haben es selten bis zur Kavallerie gebracht, und berittene Rasfaels habe ich auch noch nicht gefunden.

Diese Anschauungen, schaltete Harald ein, sind gewiß verfehlt und haben ihren Grund in der leidigen Generalisirungssucht des Menschen, mit welcher er aus einem vereinzelt Vorkommnis ein ganzes Lehrgebäude aufrichtet.

Ja, und wenn das nur alles wäre; aber die Philosophie und zwar die „praktische Philosophie“ von Papa Keller ist noch lange nicht zu Ende. Du scheinst in der That in Wolkenkuckucksheim zu leben, daß du von diesen Spezialitäten unsrer guten Weltstadt nicht einmal sprechen gehört hast. Diese philosophischen Studien — und ich bin oft genug das Opfer Kellerscher Weltweisheit in der Unterhaltung gewesen — führten den Mann zu der Überzeugung, daß alles Übel auf Erden von der Genußsucht im wörtlichen Sinne stamme, das heißt von dem Essen und Trinken, wie es jetzt auf dem Boden unsrer Kultur gäng und gebe ist. Er erinnerte sich, daß die beste Zeit bei seiner Frau diejenige gewesen sei, in welcher sie auf dem Lande meist von Gemüsen und Früchten und nur selten von Fleischnahrung gelebt habe. Als er zu dieser Erkenntnis gelangt war, fing er an, Vegetarianer zu werden und seine Tochter vegetarisch aufzuziehen.

Das letztere ist mir bekannt, erwiederte Harald, Fräulein Keller hat mir einmal davon erzählt.

Dann kennst du also auch ihr Mhl?

Nein, davon weiß ich kein Sterbenswürdtchen.

Draußen am Wannsee lebte eine alte reiche Dame, die, von verschiednen wirklichen und eingebildeten körperlichen Leiden geplagt, zuletzt Vegetarianerin wurde, und da sie sich bei dieser einfachen Lebensweise wohl fühlte, in der Pflanzennahrung ein Allheilmittel gegen jedes körperliche Ungemach der schwachen Menschennatur fand. Um aber für ihre Lehre Propaganda zu machen, hat sie aus ihrer schönen Villa eine Kinderbewahranstalt gemacht, in welche sie so viele arme Würmer, als sie nur von unglücklichen oder leichtsinnigen Müttern erlangen kann, bei sich aufnimmt und vegetarisch erzieht. Ja ja, mein lieber Harald, lächle nicht so überlegen; dieses Berliner Leben bringt wunderbare Blasen an die Oberfläche, nur muß man sich nicht, wie du, in ein Mausloch verkriechen, wenn man davon etwas sehen will. Doch hat in diesem Falle die Sache auch ihre gute Seite, die freilich mehr an Fanatismus grenzt. Denn es ist wahrhaft rührend, wenn man die Pflege sieht, die jene Frau, allein von ihrer einzigen Tochter Magdalene unterstützt, Tag und Nacht den kleinen unglücklichen Geschöpfen angebeihen läßt. Und sie hat mit ihrer vegetarischen Methode schon ganz hervorragende Erfolge erzielt. Die elendesten Kinder, mit allen Gebrechen der Armut und des Lasters behaftet, entwickeln sich unter ihrer Pflege zu strammen, rotwangigen Putti. Wir wollen einmal Sonntags zu ihr hinaus; denn ich bin ihr juristischer Beirat und darf schon einmal einen Freund in ihr Sanatorium mitbringen.

Du bist ja die wahrhaftige Stadtchronik, aber jetzt wird es Zeit, daß wir uns trennen.

Nur noch wenige Worte. Magdalene und Broni sind Freundinnen aus der Tanzstunde — ich habe beide als Backfische auch da kennen gelernt — und so kam es, daß letztere vor einigen Monaten von der neuen Kinderpflege bei Magdalens Mutter ihrem Vater erzählte. Herrn Keller fiel es wie Schuppen von den Augen; das Problem seiner Philosophie schien in unbewußtem Kopf die Lösung gefunden zu haben. Schon in den nächsten Tagen begann er Kriminalpolizei, Staatsanwaltschaft, Richter und Verteidiger aufzusuchen und zu bitten, ihm entlassene oder wegen ihres Alters außer Verfolgung gebliebene jugendliche Sträflinge zur unentgeltlichen Weitererziehung zu überlassen. Seiner Bitte ist vielfach gewillfahrt worden, und so hat er sich seit etwa einem halben Jahre in seinem schönen Römischen Hause in der Lichtensteinallee ein Kriminalasyl eingerichtet, in welchem jetzt über ein Duzend Rangen wieder gut gemacht werden sollen. Ich habe ihm gestern erst ein sauberes Früchtchen eingeliefert, das alle Anlagen zu einem Traupmann besitzt und einen völlig systematischen Mordversuch gegen sein Schwesterchen gemacht hat. Ich bin doch neugierig, was Keller hier zuwege bringen wird.

Ja, alles, was du mir da erzählst, kann doch nur den Mann in meiner Achtung steigen lassen.

Freilich, lieber Freund, an und für sich magst du Recht haben. Aber es ist doch auch ein Haken dabei; merkst du denn nicht, daß dieses eine rein naturalistische Erziehungsmethode, und Herr Keller der Zola auf dem Gebiete der Pädagogik ist. Die Kinder erhalten nur sanfte Speisen, Milch, Brot und Gemüse. Dadurch soll ihr wildes Blut gleichsam verwässert, verdünnt, reizlos gehalten und ihre verbrecherische Anschauung durch eine zartere und besänftigendere Blutmischung gemildert werden. Was das für Resultate ergeben wird, weiß man noch nicht. Vorläufig sperrt er sein Muhl gegen jedermann ab, denn er will nicht, daß er in der beliebten Berliner Weise von Reportern interviewt, gehöhnt und in die Öffentlichkeit gezogen werde. — Doch du lernst ihn ja bald kennen. Auf Wiedersehen also morgen!

### Fünftes Kapitel.

Am andern Abend schon zu etwas später Stunde trat Harald Stolberg in den Kellerschen Salon und war aufs höchste überrascht, eine aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft von mehr als sechzig Personen zu finden. Diese Überraschung verstärkte sich noch, als ihm ein Mädchen mit freundlichen Gruße die Hand bot, das aus einem der Prachtbilder des Paolo Veronese, wie er sie in dem Dogenpalast zu Venedig mit täglich steigender Bewunderung gesehen hatte, herabgestiegen zu sein schien. Es war die Tochter des Hauses. Ein prächtiges Sammtkleid von blutroter Farbe ließ nicht nur aufs vorteilhafteste ihre schönen Formen hervortreten, sondern gab durch die Schwere des Stoffes und die reichen Falten ihrer Gestalt eine hoheitsvolle, wahrhaft königliche Haltung. Auf dem Haupte trug sie ein kleines venezianisches Käppchen von gleicher Farbe, unter welchem in aufgelösten Flechten die reichen goldnen Haare hervorquollen, die sich bis über den Rücken herab ergossen. Harald war dieser märchenhaften Erscheinung gegenüber so geblendet, daß er auch angesichts der freundlichen Begrüßung durch den Hausherrn sich ungeachtet seiner sonstigen gesellschaftlichen Übung und Gewandtheit ungeschickt und linksisch vorkam. Aber er wurde schnell einigen Duzend Damen und Herren vorgestellt und sah sich bald in den Strudel der Gesellschaft hineingezogen.

Diese letztere war so gemischt, wie sie nur in irgendeinem guten Berliner Hause sein konnte. Demgemäß durfte es auch nicht an dem besondern Anziehungspunkte fehlen, den der Wirt seinen Gästen zu gewähren sich für verpflichtet hielt. Die Sekretäre und Attachés der japanischen und chinesischen Gesandtschaft verkehrten schon in zu viel Gesellschaften, besonders der Finanz, als daß man noch auf einen besondern Eindruck ihres Erscheinens rechnen konnte. Herr Keller hatte es bereits bis zu einem wirklichen Gesandten gebracht. Koryphäe des Abends war Herr Zankabioticic, der Gesandte eines durch den Berliner Vertrag noch nicht anerkannten, halborientalischen Tributärstaates, welcher, von der

hohen Diplomatie nicht als gleich und voll angesehen, zunächst seine Verbindungen mit der Literaturwelt suchte, deren Einfluß er in Deutschland für ebenso groß als in der eignen Heimat betrachtete, in welcher die Kunst des Lesens und Schreibens noch nicht allgemein verbreitet war und ihre Kenntniss den Eingeweihten einen besondern Nimbus verlieh. Er selbst war Advokat und hatte nach Beendigung seiner in Wien, Paris und London halb vollendeten Studien — er war Studirens halber von seinem Landesfürsten nach Europa geschickt worden — in seiner Heimat ein Oppositionsblatt begründet, das ihn bald in die Nationalversammlung und in die fast wöchentlich wechselnden Ministerien — zuletzt hatte er das Portefeuille des Krieges — sowie endlich in die halb offiziöse Mission nach Berlin brachte. Gleichzeitig war er aber auch in Paris und Wien akkreditirt und hatte dadurch die Annehmlichkeit, je nach der Saison seine Residenz verlegen zu können. Bei aller zur Schau getragenen Vorliebe für die Demokratie hörte er sich gern „Ezzellenz“ tituliren, erzählte oft mit Vorliebe Hofgeschichten und von seinen Begegnungen mit verschiednen gekrönten Häuptern und trug stets einen von exotischen Sternen der wunderbarsten Art geschmückten Leibrock sowie das in den sieben Regenbogenfarben schillernde Band seines heimatlichen Hauptordens. Er hatte sechs Töchter, im Alter von sechzehn bis einundzwanzig Jahren, die aber nur abwechselnd den Einladungen Folge leisteten, nachdem ein etwas malitöser Attaché der französischen Botschaft den Vater an der Spitze seiner Töchter als das Pensionat Zankabioticic bezeichnet hatte. Heute war das Loos auf Tea und Dea gefallen, die wegen ihrer von der landesüblichen abweichenden Schönheit vielbewundert waren. Sie konnten sich noch nicht deutsch ausdrücken und machten auch noch in dem Studium der andern europäischen Sprachen die ersten schüchternen Gehversuche. Desto lebhafter war die Sprache ihrer Augen und ihr beständiges Lächeln, wobei sie mehr den Verkehr mit den schmucken Offizieren als mit ihresgleichen erstrebten.

(Fortsetzung folgt.)



## Notizen.

Noch ein Wort über den Prozeß Gräfs. Die Freunde Gräfs haben sich nicht, wie es wohl am passendsten gewesen wäre, mit der glücklich erfolgten Freisprechung Gräfs genügen lassen, sondern er sollte nun auch in der öffentlichen Meinung wiederhergestellt werden. Diese Mohnenwäsche hat vorzugsweise die „Nationalzeitung“ übernommen. Natürlich konnte ein solcher Versuch nur in der Weise gemacht werden, daß man die Justiz möglichst herunterriß, daß man den ganzen Prozeß als eine Grausamkeit, einen schweren Fehler, eine Barbarei der